

dene Wege verlegt (S. 257). Die Frage nach der Größe der „Urparzelle“ konnte auch Baeriswyl aufgrund fehlender Befunde nicht beantworten, insgesamt scheinen die Parzellen der Erweiterungen jedoch wesentlich größer gewesen zu sein als die der Gründungsstadt, diese variieren jedoch im Falle der Neuenstadt Holzbrunnen von Burgdorf in der Tiefe ihrer Baublöcke sowie in deren Breite um 10% (S. 258). Das Bild wurde dadurch verändert, daß es nach Bevölkerungsrückgängen und partiellen Wüstungsprozessen oder auch Zerstörungen durch Brände zu Neuparzellierungen kam (S. 272). Schließlich ist zu unterstreichen, daß die Ergebnisse nicht ohne weiteres auf andere Stadttypen wie die Siedlungen, die aus Bischofssitzen, römischen Städten oder Königspfalzen hervorgingen, zu übertragen sind.

Der Wert der opulent mit Plänen, Luftaufnahmen und Grabungsfotos ausgestatteten Studie liegt vor allem in einer Fülle von Einzelergebnissen insbesondere für Burgdorf und Freiburg, die den graduellen Prozeß der Stadterweiterung veranschaulichen können und das entwicklungsgeschichtliche Bild der Zähringerstädte, die bislang als besonders gut erforscht galten, erheblich verfeinern. Ein Katalog der archäologischen Fundstellen wurde für Burgdorf beigegeben, für die anderen beiden Städte wurde darauf verzichtet. Die Studie setzt, was die Genauigkeit von Kartierung und Dokumentation angeht, Maßstäbe, die schwer einzuhalten sein werden.

ESTHER WIPFLER

Zentralinstitut für Kunstgeschichte
München

Katharina Corsepilus: Notre-Dame-en-Vaux. Studien zur Baugeschichte des 12. Jahrhunderts in Châlons-sur-Marne (*Forschungen zur Kunstgeschichte und christlichen Archäologie*, Bd. 18); Stuttgart: Franz-Steiner-Verlag 1997; 251 S., 355 Abb., 53 Pläne; geb. Ausg.; ISBN 3-515-06602-0; € 101,-

Mit der vorliegenden Arbeit ist ein Buch anzuzeigen, das zwar schon vor einigen Jahren erschienen ist, aber dennoch aufgrund seiner Qualität hier angezeigt und besprochen werden soll. Es handelt sich um die von Peter Cornelius Claussen betreute Frankfurter Dissertation von Katharina Corsepilus zur Stiftskirche Notre-Dame-en-Vaux in Châlons-sur-Marne. In der Forschung ist die Kirche nur en passant beachtet worden. Albert de Dion hatte den Bau 1855 auf dem Kongreß der Société Française d'Archéologie vorgestellt (*Bull. mon.* 1886), Louis Grignon 1884/85 in einer zweibändigen Monographie insbesondere die Schriftquellen zusammengetragen und sie mit dem baulichen Befund in eine Chronologie zu bringen versucht (publ. 1884/85), Louis Demaison stellte die Verwandtschaft zu St. Remi in Reims heraus (*Bull. archéol. Comité Trav. hist. scient.* 1899), Ernst Gall vertrat eine Spätdatierung der Bauphasen (publ. 1925/²1955), Anne Prache schließlich lieferte in ihrer Dissertation eigene Baubeobachtungen und Datierungsvorschläge sowie eine Fülle von Nachrichten zur Restaurierung des 19. Jhs. (*Mém. Soc. Agric. Commerce Arts Dép. Marne*, 1966); Sauerländer (1989) beachtete den Bau nicht, Dieter Kimpel und Robert Suckale (Die gotische Architektur

in Frankreich, 1985, S. 510) handelten ihn auf wenigen Zeilen ab, mit freilich atemberaubender Deutung des Einsturzberichtes von 1157 als Zeitlupeneinsturz („Ein Neubau der Mitte des 12. Jahrhundert stürzte so gemächlich ein, daß es gelang, selbst die Glocken und das Chorgestühl zu demontieren“), mit dem Fazit, nichts Genaueres wisse man nicht (die sechszeilige Textpassage S. 188 bleibt noch unbestimmter).

Katharina Corsepius gliedert ihre Arbeit in einer Art und Weise, wie sie für die Gotikforschung bisher noch nicht üblich ist. Sie legt zunächst die Schriftquellen dar, fügt dann aber – vor allen weiteren Überlegungen – ein ausführliches Kapitel über die Restaurierungsgeschichte ein. In unorthodoxer Weise folgt ein ebenso ausführliches Kapitel über technische Einzelbeobachtungen am Bau (Mauertechnik, Steinbearbeitung, Dachstuhl, Werkrisse etc.), die zu großen Teilen auf eigene Baubeobachtung zurückgehen. Dann erst folgt die übliche Aufschlüsselung der Bauentwicklung in einzelne Bauphasen und deren Fortgang, und erst hier wird nun auch die Forschungsgeschichte referiert. Folgen wir der Argumentation von Katharina Corsepius.

1. Um die Schriftquellen ist es bei Notre-Dame nicht gut bestellt, aber immer noch besser als bei manchem anderen Großbau damaliger Zeit: Die Kirche war wohl schon eine frühmittelalterliche Gründung, die dem Domkapitel inkorporiert war, 1114 mit sechs eigenen Kanonikern besetzt. Als Baunachricht taugt erst eine heute verschollene Chorinschrift unbekannter Zeit, welche davon berichtet, daß die Kirche 1157, nachdem man Glocken, Glasfenster und Gestühl in Sicherheit bringen konnte, einstürzte, ohne daß jemand zu Schaden kam, und daß beim Wiederaufbau Wunder geschahen (Corsepius, Dok. S. 192). Eine Weihenachricht zu 1183 – unspezifiziert als „episcopus benedixit“ – fügt sich zwanglos in die bezeugte Wiederaufbauzeit, auch wenn damit noch nicht klar wird, welcher Teil der Kirche jetzt funktionsfähig war und geweiht wurde. Eine Endweihe wird ausdrücklich erst 1322 nachgeholt, nachdem die Kirche schon seit langem vollendet war.

2. Eine durchgreifende Restaurierung erfolgte 1852–58 unter Lassus, mit Erneuerung zahlreicher Gewölbe, 60 Fenstern und fast aller Basen und Pfeiler in Langhaus und Vierung en sous-oeuvre; die Außenwände aller Radialkapellen, sowie die Süd- und Westwand des nördlichen Querhausarms wurden abgerissen und komplett neu gebaut, im Umgangschor 239 Basen, 187 Säulen und 136 Kapitelle neu gesetzt. Der Umfang dieser Restaurierungsarbeiten ist weit größer, als man üblicherweise vermuten möchte (eine Tatsache, die aber für andere gotische Großbauten in ähnlichem Umfang bekannt ist und endlich zur Kenntnis genommen werden sollte).

3. Auch nach Darlegung der Restaurierungsgeschichte läßt Katharina Corsepius noch nicht die übliche, phasenanalytische Bauuntersuchung folgen, sondern legt nun erst noch technische Beobachtungen am Mauerwerk und am Dachstuhl vor. Die Ausführungen zum Steinmaterial, die auf petrographische Analysen Pessouyres Bezug nehmen, halte ich nicht für stichhaltig. Der Dachstuhl ist alt, wenn auch aus unterschiedlichen Zeiten; der Teil über Querhaus und Vierung (Abb. 169) scheint älter als der Dachstuhl des Binnenchores der Pariser Kathedrale. Die Mauertechnik differiert innerhalb des Baues, ja sogar innerhalb ein und derselben Wand (unnivellierter Innen- und Außenversatz, S. 72), was als Bestätigung der üblichen Vorstellung geord-

netter und durchorganisierter Bauabläufe der gotischen Bauhütte aufgefaßt wird (S. 77). Im Dachraum der Südvorhalle hat Katharina Corsepius an der Außenwand der heutigen Empore Baurisse gefunden, die sie als Vorzeichnung für den stehenden Sechspaß der Westfassadenrose deutet (S. Abb. 165; vielleicht hat es aber auch an anderer Stelle einen solchen Sechspaß gegeben, vielleicht am Giebel der Südvorhalle?).

4. Erst jetzt wendet sich die Autorin der eigentlichen Bauanalyse und der Klärung des Baufortgangs zu. Erst hier stellt sie die bisherige Forschungsmeinung vor. An diesen Literaturbericht schließt unmittelbar die Diskussion der Bauphasen an, ausgehend von Hinweisen auf einen ersten greifbaren Bau („Plan I“) und fortschreitend bis zum fertigen mittelalterlichen Bau („Plan III“):

– Als „Plan I“ eines ersten Neubaukonzepts läßt Katharina Corsepius die beiden Osttürme gelten und schließt sich damit Albert de Dion und Anne Prache an (wobei das enge, gewölbte Zwischengeschloß im Südostturm wohl eher Schatzkammer denn Sakristei gewesen ist, S. 91). Die Schrägstellung der Nordturm-Südwand bringt sie mit der Nachricht eines vor 1884 ergrabenen Apsisfundaments „de l'un tour à l'autre“ zusammen, welches die asymmetrische Stellung beider Türme dann allerdings im Sinne eines entsprechend breiteren Langhauses von etwa 13 m erklären würde, wie es Albert de Dion bereits vermutet hatte (Fig. XL). Die Autorin wendet sich gegen die von Anne Prache vorgeschlagene Ostrekonstruktion analog zur Kathedrale (mit außen separat gestellten Türmen, 1. H. 12. Jh.), und zwar mit Verweis auf den eben genannten Grabungsbefund einer Apsis. Unbedacht bleibt dabei freilich die Möglichkeit, daß die ergrabene Apsis auch sehr viel älter sein könnte als die Osttürme (Bauverband nicht erwiesen, die alte Grabung weder durch Zeichnung noch durch Aufzeichnungen dokumentiert). Auf untere Reste von Bruchsteinmauerwerk im Nordturm weist die Autorin ausdrücklich hin. Vielleicht wäre dieser Befund mit der oben genannten Nachricht zu verbinden, daß zu Beginn der Restaurierung im 19. Jahrhundert in den unteren Wandbereichen von Seitenschiffen und Querhausarmen noch Bruchsteinmauerwerk angetroffen wurde (erhalten noch auf Nordseite: Abb. 52). Sollten diese Bruchsteinzonen mit dem Bruchsteinbefund im Nordturm zusammengehören? Dann wäre die alte, hypothetische Rekonstruktion von Albert de Dion (1855 während der Restaurierungsarbeiten entwickelt: Abb. XL) in modifizierter Form plötzlich doch ernstzunehmen (nämlich Langhaus in heutiger Breite, Ostturm nördlich außen vorgesetzt). Dann würde sich auch die altertümliche Basis mit Ecksporen an der Nordostecke des nördlichen Seitenschiffs (Abb. 253) erklären, welche die Autorin zwar abbildet, aber nicht diskutiert (des Rätsels Lösung steckt im Boden und wäre mit archäologischer Sondierung zu erbringen). Die Osttürme datiert die Autorin in Anlehnung an Sauerländer stilistisch gegen 1130/40 (Kapitelle) und damit vor dem Einsturz 1157 (S. 119; ist der figürliche Schlußstein des Südostturms tatsächlich in diese frühe Zeit zu setzen?).

– Als „Plan II“ sieht Katharina Corsepius (wie schon de Dion, Grignon, Gall und Prache) die Errichtung des heutigen Querhauses bis auf Höhe knapp über Okuli an. Daß das Querhaus ursprünglich auf dieser Höhe endete, macht der Wechsel des Dekors und der Fensterformen deutlich, aber auch die Balkenlöcher auf dieser Höhe, auf

welche die Autorin aufmerksam macht (S. 95, Abb. 127 f.). Dieses Querhaus war also ursprünglich flach gedeckt. Die darüberliegenden, heute vermauerten Rundbogenöffnungen der östlichen Querhauswand, die für Anne Prache noch ein Rätsel waren, werden überzeugend als Türen zum ursprünglichen Dachraum des flachgedeckten Querhauses gedeutet. Darüber standen die Osttürme mit ihren Eckvorlagen frei, wie die Autorin über den heutigen Querhausgewölben beweist (Abb. 171). Ein Problem bildet der Anschluß des östlichen Querhausmauerwerks an die Osttürme, die aufgrund der Grundrißverwerfungen ja früher seien. Auch die Autorin hält das Querhaus für einen nachträglichen Anbau an die Türme. Wäre dem so, dann müßten beide Querhausarme jeweils mit Vertikalfugen an die Türme ansetzen. Das ist ungeachtet des ungenauen Aufrisses der Denkmalpflege (Fig. X) offensichtlich nicht der Fall: Das Mauerwerk an der Ostwand des nördlichen Querhausarmes läuft bis zur ursprünglichen Deckenhöhe fugenfrei hinauf (Abb. 127 f.); die Fugen im südlichen Querhausarm (Abb. 131) sind erst später durch Vorblendung der Gewölbedienste und der versteifenden Bogenbrücken zustande gekommen; der genaue Befund an der dahinterliegenden, eigentlichen Wandschicht wäre erst noch zu untersuchen (was die Autorin ohne Einrüstung natürlich nicht tun konnte), ebenso die entsprechenden Maueranschlüsse am Außenbau. Die westwärtigen Vorlagen an den östlichen Vierungspfeilern gehören bis zu ihren ersten Kapitellen noch zu diesem „Plan II“ und lassen verhältnismäßig niedrige Ostwest-Vierungsbögen mit „viel Fleisch“ bis zur Holzdecke erschließen (Fig. XII), ähnlich wie beim romanischen Bau von St. Remi in Reims, dort gleicherweise bedingt durch die stark querrrechteckig gezogene Vierung. Die Querhausarme öffneten sich nach Westen mit drei großen Rundbogenfenstern (Abb. 37), welche für diese Planungsstufe ein Emporenlanghaus ausschließen.

Dieses Langhaus erstreckte sich bis zu den heutigen Westtürmen. Sein Mittelschiff war im Stützenwechsel gegliedert, mit stärkeren Kreuzpfeilern und schmaleren Zwischenpfeilern, welche zum Mittelschiff flach blieben (Fig. XX), in den Seitenschiffen (Fenster 1678 erweitert) hingegen gleichmäßige Vorlagenreihen ausbilden (Abb. 140), über denen einfache Spitzbogengurte gespannt sind, ohne Dienstvorbereitung der heutigen Rippengewölbe. Katharina Corsepius vermutet in diesen Seitenschiffen ursprünglich einfache Kreuzgratgewölbe (so schon Ernst Gall; die erhöhte Lage der Emporengewölbe beweist übrigens diesen Sachverhalt). Die Seitenschiffsdächer waren jedenfalls schon gesetzt; ihre Dachanschläge haben sich im heutigen Emporenbereich an der Westturmwand erhalten, zwar nicht im Bereich der Schnurmarkierung von Katharina Corsepius (Abb. 147), sehr wohl aber knapp darunter mit größerer Steilung von 30. Das Mittelschiff war hingegen ebenso wie das Querhaus auf Flachdeckung konzipiert. Erhalten hat sich von ihm nur die Arkadenzone (S. 96 ff.). In ihr sitzen die Kapitelle nicht wahllos (wie die Autorin meint: S. 99), vielmehr setzt das Arkadenmauerwerk im Westen nahtlos am einstigen großen Westbogen an (Abb. 152) und ist – nun bereits in spitzböigen Arkaden – mit fortschreitend sich entwickelnder Kapitellornamentik (mit immer fleischiger werdendem Blattwerk bis Pfeiler „w1n“) von West nach Ost errichtet worden und im Osten fugig gegen die schon bestehenden Vierungspfeiler gesetzt (Abb. 144 f.). Wie das Mittelschiff dieser Planphase in seinen

oberen Wandbereichen aussehen sollte (Schwibbögen?), bleibt mangels Befund Spekulation, könnte aber wohl naheliegend in der Art von Châlons St.-Alpin (Abb. 326) vermutet werden. Etwas blaß bleiben die Ausführungen zur Westfassade, auch wenn Katharina Corsepius gute Beobachtungen hierzu beisteuert. Die Vermutung, daß „für das Turmjoch vormals eine andere Konzeption vorlag“ (S. 102), ist natürlich richtig, Reste davon haben sich mit dem Gesimsversprung des Turmjochs (Fig. XII) und dem von Katharina Corsepius freilich nicht beurteilten Würfelkapitell am Nordansatz der Orgel mit hiesiger Fuge erhalten (Abb. 151), vermutlich auch an einigen anderen Stellen in den Obergeschossen der Türme, wären aber erst noch vor Ort zu diskutieren. Wahrscheinlich hat es hier doch eine große, zum Mittelschiff geöffnete Westempore zwischen den Türmen gegeben, gemeinsam mit den Osttürmen und ebenso wie diese mit all ihren vier Geschossen.

Von der Chorgestalt dieser Bauphase II wissen wir eigentlich nichts. So deutlich jedenfalls, wie die Autorin (in Anlehnung an Anne Prache, wenn auch mit soliderer Vorsicht) die Existenz eines Umgangschores schon für Bauphase II vermuten möchte, sehe ich den Befund nicht. Der Nordturm war im Erdgeschoß ohnehin mit massiver Ostwand geschlossen, das südlich angrenzende erste Umgangsjoche (Abb. 118) hat als Altbestand lediglich seine verblendete Nordwand und seine Eingangsseite mit getreppter Arkade behalten (analog zum Eingangsbogen des Turmes: Vor Restaurierung Abb. 21), könnte also ursprünglich eine trapezoide, im Osten geschlossene Kapelle gewesen sein, und der Südturm (mit gleichem Eingangsbogen) zeigt die gleichen altertümlichen Gewölberippen wie der Nordturm und könnte nach Osten ebenfalls geschlossen gewesen sein (der Unterzug des östlichen Durchgangs über Konsolen ist 19. Jh.: Abb. 120). Als Datierung der Bauphase II schlägt Katharina Corsepius die Jahre 1157 – etwa 1175 vor (S. 119f.).

– Vor das südliche Seitenschiff wurde eine große Südvorhalle mit Figurenportal gebaut, die um 1500 noch mit neuer Fassade und Sternengewölbe versehen wurde, in ihrer Substanz aber noch zu Phase II oder zu einer Zwischenphase gehört (S. 111 ff., Abb. 81 ff.). Da diese Vorhalle in ihrer Mauerzone von gleicher Höhe wie die Seitenschiffswand war, ragte sie mit ihrer Rückwand vor das Seitenschiffsdach der Phase II und wurde hier mit einem niedrigeren, quergesetzten Satteldach an das einstige Seitenschiffsdach angeschlossen; der Dachanschlag dieses einstigen Querdaches zeichnet sich in der heutigen Emporenaußenwand noch ab (Abb. 154). Darüber führte eine rundbogige Tür über einen Laufsteg vom Querdach in den Dachraum der Vorhalle hinein (Befund gut gesehen S. 114, Abb. 157, 161). Gegen die Rückwand der Vorhalle sind später die Außenwände der Seitenschiffsempore gesetzt worden, deren Gewölbe die erste Tür der Vorhallenwand zusetzten (Abb. 154). Katharina Corsepius übernimmt Sauerländers stilistische Datierung der Reste der Portalskulpturen um 1160/70 (Gotische Skulptur, München 1970, S. 94) und weist die Vorhalle damit noch der Bauphase II zu.

– Der „Plan III“ bedeutet einen großangelegten Umbau. Erst hiermit wurde die Kirche in ihrer heutigen Form geschaffen. Vielleicht wurde dieser Umbau als Planänderung noch während der laufenden Bauarbeiten der Phase II in Angriff genom-

men. Charakteristika dieser Bauphase III sind die jetzt allorts verwendeten Knospenkapitelle sowie die mit Klötzchenfries gerahmten Zwillings- und Drillingsfenster, deren mittleres Drillingsfenster stets leicht vergrößert und leicht erhöht ist, wie wir es ganz ähnlich am Chor von St. Remi in Reims kennen (welcher in puncto Eleganz den Umgangschor von Notre-Dame-en-Vaux freilich noch übertrifft). Auch die architektonische Struktur des Chorumgangs, dessen Außenwand zu den Radialkapellen in Dreierarkaden über schlanken Säulen vollständig aufgelöst ist (Abb. 114), hat seine unmittelbare Parallele im Chor von St. Remi (so bereits 1899 von Demaison gesehen, so auch Katharina Corsepius). Bauphase III stellt im wesentlichen die Einwölbung von Quer- und Langhaus sowie die Errichtung des heutigen Umgangschores dar: Die Querhauswände wurden erhöht und mit jetzt modernen Spitzbogenfenstern ausgestattet. In die Innenkanten des Querhauses wurden Dienstbündel eingestellt, über denen die großen, sechsteiligen Gewölbe der Querhausarme (heute erneuert) und der Vierung aufliegen konnten, mit Rippen in kräftig genasten Profilen (Abb. 125, Fig. XXXII „P“). Das Mittelschiff (Abb. 25) wurde in Planänderung nun an allen Zwischenfeilern mit (etwas kleineren) Diensten versehen, in die vormaligen Dachräume der Seitenschiffe nun Emporen eingezogen (die kämpferlosen Kapitelle Abb. 244 f., die Anne Prache als falsch vorabgefertigte Stücke an den Anfang der Bauphase III setzen wollte und mit denen Katharina Corsepius S. 107 nichts Rechtes anzufangen weiß, gehören aufgrund ihres Dekors in die Frühzeit der Bauphase II und sind damit wiederverwendetes Altmaterial), darüber ein Triforium und große Obergadenfenster (jeweils zu Zwillingsfenstern gekoppelt), wobei je ein Obergaden-Zwillingsfenster zweibahnig mit einem Triforiumsfeld zusammengezogen ist. Zwischen den Triforiumsfeldern leiten die neu gesetzten Dienste in die Rippen der Mittelschiffsgewölbe über. Ebenso wurden die Seitenschiffe nun mit Kreuzrippengewölben ausgestattet (Abb. 140), welche die neuen Emporenböden tragen (und übrigens erhöhen). In der Südempore wurden die neuen Gewölbe gegen die bereits bestehende Rückwand der Südvorhalle gesetzt und machten nun eine neue Tür zum Dachraum der Vorhalle nötig (Abb. 154, 161 f.), mit einem Holzbalken im Sturz (Abb. 162), für den eine von Katharina Corsepius initiierte dendrochronologische Untersuchung eine Fällzeit „à partir de 1220“ ergab (der vorsichtig formulierte Text des Labors abgedruckt S. 117). Die Westfassade wurde im Mittelbereich entkernt und zwischen den Türmen mit einem neuen, dem Mittelschiff angepaßten Joch versehen (Abb. 63), die Westwand im mittleren und oberen Bereich ausgerissen und durch das Drillingsfenster und das Radfenster ersetzt (beide mit ihrem Mauerwerk fugig gegen die schon bestehenden Westtürme gemauert: Abb. 69 f.). Vielleicht wurde – entgegen Katharina Corsepius – auch das heutige Westportal erst jetzt zwischen die Türme gesetzt (Abb. 66; Befund vor Ort erst noch zu prüfen).

Ferner wurde in dieser Bauphase auch der heutige Umgangschor errichtet. Die drei Radialkapellen sind zwar neu (s. o., alter Zustand Abb. 259); der zunächst seltsame Befund ausgebrochener Rippen (Abb. 191), für welchen ich bei Katharina Corsepius keine Erklärung gefunden habe, geht auf diese Arbeiten zurück. Die Zugänge zur Umgangsempore wurden erst jetzt in die Turmwände gebrochen (Abb. 121). An-

scheinend verwarf man eine frühe Planung des Chorbogens zu Beginn der Bauphase III: Der nordöstliche Vierungspfeiler ist südwärtig mit einer kräftigen Mauerzunge besetzt (Abb. 111 f.), die unterbrechungsfrei bis in die heutige Triforiumszone reicht und hier mit einem (übrigens in Bosse belassenen) romanischen Blattkämpfer abschließt; die südwärts im Verband davorgesetzte halbrunde Pfeilervorlage schließt jedoch ebenso wie die im Innenwinkel sekundär vorgesetzten Dienste des neuen Binnenchorgewölbes mit Knospenkapitell ab und nimmt den Vierungsbogen in jetzt modifizierter Form auf (S. 107). Die Autorin sieht die großen Arkaden des Binnenchores gegenüber den übrigen Teilen des Baues mit eigenen Profilformen errichtet (Fig. XXXII: „H“) und vermutet daher eine Errichtung des Umgangschores erst zu Ende der Bauphase III (S. 108, auch Anm. 84), eine Meinung, die ich nicht nachvollziehen kann; in meinen Augen stehen die Rippenprofile vielmehr in guter Verwandtschaft mit den Vierungsbögen (ebd. „A-D“) und den Rippen im Langhaus (ebd. „K, P“). Die Strebebögen überschneiden am Hochchor die Fenstergewände (Abb. 34). Sie dürften mit ihrer schlanken Form entgegen Katharina Corsepius wohl erst im mittleren 13. Jahrhundert angefügt worden sein. Auch sind ihre kannellierten Säulenschäfte, die analog zu Reims St. Remi der Bauzeit des Umgangschores zugehören, offenkundig in Zweitverwendung unter den Strebebögen versetzt (Abb. 34). Auch die darunter verlaufenden Strebebögen der Umgangsempore ruhen auf Wandvorlagen, die fugig gegen die Emporenwand gemauert sind und damit ebenfalls als sekundär angesehen werden müssen (Abb. 28). Bauphase III wird von Katharina Corsepius etwa 1180–1230/40 datiert (als Beleg noch laufender Bauarbeiten „um 1220“ dient der dendrodatierte Balken der zweiten Vorhallentür), evt. beginnend mit dem Umbau des Langhauses, auf dessen Fertigstellung die Autorin mit Anne Prache die Weihe des Jahres 1183 beziehen möchte, sodann Errichtung des einstigen Kreuzgangs bis 1187, sodann Bau des Umgangschores ca. 1180–1220, sodann Umbau der Westfassade bis „in die 1230er Jahre“ (S. 121).

5. Ein Kapitel zur Bauskulptur und Plastik schließt sich an, gefolgt von einem Kapitel zur kunsthistorischen Einordnung von Notre-Dame-en-Vaux in den zeitverwandten Kirchenbau von Châlons (Kathedrale etc.) bis Reims St. Remi, abschließend mit Ausführungen zur Stellung des Baues innerhalb der gotischen Baukunst der Champagne.

6. Ein Anhang mit Schriftquellen, Literatur und umfangreichem Plan- und Abbildungsteil (355 Abb.) rundet die Studie ab. Die Schriftquellen sind ausgezeichnet präsentiert. Der Abbildungsteil ist freilich mühsam: Teils sind die Zeichnungen, Pläne und Stiche der Zeit vor Restaurierung als Bestandsbeleg mitten in die laufenden Neuaufnahmen eingestreut (Abb. 2–25, 20–21, 26–27, 81, 259–260), teils hier sogar Vergleichsmaterial (z. B. Chartres: Abb. 59), während anderes Vergleichsmaterial sich hinten befindet (Abb. 301 ff.); etliche letzte Abbildungsnummern stimmen nicht mit dem Text überein (wohl aufgrund mangelnder Überarbeitungszeit). Ich habe mich für eine Weile mit Einlegezetteln zu orientieren versucht, es dann aber aufgegeben. Auch bildet die Autorin zahlreiche Basen und Kapitelle ab, die offensichtlich aus dem 19. Jahrhundert stammen (hoffen wir, daß sie wenigstens getreue Nachbildungen sind). Miß-

licher ist, daß trotz der Fülle der Abbildungen wichtige Details, z. B. die Innenkanten der Querhausarme im Erdgeschoßbereich, insbesondere auch das Mauerumfeld von Abb. 253, fehlen (Stellen, deren Bedeutung man freilich erst bei gründlicher Durchsicht der Arbeit merkt). Dennoch ist dieser Abbildungsteil aufgrund seiner Fülle und detailgenauen Pointierung ein großartiges Hilfsinstrument und wird es bleiben.

Das zentrale Problem bei dieser grundlegenden Beschäftigung mit Notre-Dame-en-Vaux bleibt die Beurteilung der Bauentwicklung und deren Konsequenzen. Nach meinem Dafürhalten findet die so häufig in der Forschung geäußerte Ansicht, die Osttürme seien bereits vor dem Einsturz 1157 begonnen oder schon errichtet worden (so schließlich auch Katharina Corsepius S. 119), weder durch den Textbericht noch durch bauarchäologische Befunde eine Stützung. Die heutigen Osttürme sind so gut gefügt, daß sie nicht zu dem 1157 eingestürzten Bau gehört haben können. Der Bericht spricht vielmehr für eine alte, auffällige Kirche, deren Einsturz schon seit langem abzusehen war, und bezeichnet mit den zuvor noch geborgenen Glocken und dem Gestühl die bis dahin in Funktion stehende alte Kirche. Von dieser Feststellung bleibt unberührt, daß die nördlichen und südlichen Außenwände von Quer- und Langhaus in ihren untersten Bereichen bis zum 19. Jahrhundert aus kleinteiligem Bruchsteinmauerwerk bestanden (Reste Abb. 52), womit man 1157 entweder Reste des zusammengebrochenen Vorgängerbaues wiederverwendet oder im ersten Bauabschnitt sogar mit diesem Mauerwerk den Neubau begonnen hatte, bevor man in den weiteren Mauerpartien zur Großquadertechnik überging (die singuläre Basisform Abb. 253 fand in der provinziellen Architektur bis über die Mitte des 12. Jahrhunderts Verwendung). Wir müssen den Bau der heutigen Ost-, aber auch der Westtürme, der Querhauswände (bis zu den Okuli) und der Arkadenzone des Langhauses insgesamt der ursprünglichen Planung von 1157 zuweisen, die mit ihrer Flachdeckung freilich nicht modernster Stand war. Als diese Bauarbeiten weit fortgeschritten oder sogar schon vollendet waren (Deckenbalken im Querhaus, Dächer der Seitenschiffe), hat man eine radikale Planänderung vorgenommen und den Bau nach aktuellstem Vorbild fortgeführt, nämlich nach Vorbild von St. Remi in Reims (das bei Baubeginn 1157 noch nicht existierte, erst während der Bauarbeiten ins Blickfeld von Châlons kam). Da wir für St. Remi mit dem Abbatiat des Pierre de Celle 1162–1181 eine klare Datierungsspanne haben, liegt eine verwandte Datierung auch für Phase III von Notre-Dame-en-Vaux eigentlich nahe. Die Planänderung mag gegen 1170 erfolgt sein. Die überlieferte Weihe von 1183 könnte sich also tatsächlich auf den Umgangschor beziehen, zumal wir bedenken sollten, daß in der vorliegenden Form der Weiheachricht von 1183 (S. 198) im Mittelalter für gewöhnlich nicht irgendein befristeter Interimszustand (etwa ein Restbau als Notkirche) memoriert wurde, sondern ein fertiger, künftig auch weiterbestehender Bauteil. Der Umgangschor wäre demnach knapp zeitversetzt nach St. Remi errichtet worden, ein hoch aktueller Nachfolgebau, kein Provinzbau mit Generationenverschiebung. Wer die 26jährige Bauzeit 1157–1183 als zu kurz empfindet, mag sich an Sugers gleichgroßen Chor Neubau von St. Denis binnen 4 Jahren erinnern, von der Fundamentierung bis zur fertigen Ausstattung und Weihe (lange, kontinuierliche Bauabläufe sind eine Fiktion der alten Gotikforschung,

die wir vergessen sollten). Im Anschluß daran wurde der Kreuzgang errichtet (womit die Kanoniker sich ihren Bereich angemessen hergestellt hatten). Sodann mag man sich dem Umbau des Langhauses und der Westfassade zugewandt haben, in Anlehnung an die modernen Formen des Chores, mit weniger Pression, auch wenn mir eine Bauzeit bis 1230 entschieden zu lang scheint. Das Dendrodatum der zweiten Vorhallentür „nach 1220“ wird nicht erst damit problematisch, sondern schon in der Sicht der baulichen Entwicklung bei Katharina Corsepius, die den Umbau des Langhauses mit Emporen ja vor 1183 ansetzt (siehe oben). Die Bauarbeiten an Langhaus und Westfassade können sich aber hingezogen haben; sie waren für das Kapitel nicht mehr so wichtig, diese Teile wurden nicht eigens geweiht, und erst 1322 holte man die vergessene Endweihe nach.

Wenigstens ebenso wichtig wie die Beurteilung der Baugeschichte und die damit sich neu stellenden Konsequenzen hinsichtlich der Verbreitung und Aktualität des „Systems St. Remi“ in der damaligen Architekturdiskussion erscheint bei der vorliegenden Arbeit, daß hier der gängige Typus der Baumonographie in zwei entscheidenden Punkten modifiziert wird: Nach Diskussion der Schriftquellen werden im Sinne einer eigenen, neuzeitlichen Quellengattung ausführlich die schriftlichen Nachrichten zur Restaurierung des 19. Jahrhunderts vorgestellt, sodann noch technische Beobachtungen zum Bau vorgetragen (diesem Teil hätte sich eigentlich die genaue Ausscheidung aller Mauerteile des 19. Jahrhunderts und eine Kartierung der Wände noch anschließen müssen). Erst damit ist ein „objektives“ Gerüst von Fakten ausgebreitet, vor dessen Folie nun zunächst die bisherige Forschungsdebatte zusammengefaßt und sodann die eigenen Überlegungen am Baubefund und ihre Deutung und Ordnung zu Bauphasen diskutiert werden können. Hier wird der Grund für die eigenwillige Gliederung einsichtig, die Katharina Corsepius ihrer Arbeit gibt. Die Aufarbeitung der Restaurierungsgeschichte wird künftig in diesem Sinne ein notwendiger erster Schritt vor jeder Beschäftigung mit einem Bau sein. Wer die Dächer und Obergadenbereiche französischer Kathedralen kennt, weiß, wie schwer die Restaurierungsbereiche eines Lassus, eines Debret und eines Viollet-le-Duc heute vom übrigen Mauerwerk zu unterscheiden sind. Den in säurehaltiger Luft abgeplatzten Oberflächen der Quadern ist es kaum noch anzusehen, daß sie aus dem 19. Jahrhundert stammen, allenfalls im scharfen Fugenschnitt und den stehengebliebenen Zementmörtelfugen *ex negativo*. Und auch im Innenraum werden die „stilkritisch datierenden“ Kollegen der altertümlichen Kunstgeschichte meist gar nicht gewahr, daß sie gerade wieder einem Kapitell des 19. Jahrhunderts aufgesessen sind, wie andere aus solcher Datierung wiederum allzu schnelle Schlüsse auf Bauverlauf, Innovationsstand und ikonologische Zusammenhänge des Baues und seiner vermeintlichen Auftraggeber ziehen. Auch wenn ich nicht in allen Details Katharina Corsepius folge, ist ihre Arbeit doch ein wichtiger Zugewinn. Es wäre schön, wenn wir zu den übrigen damaligen Großbauten ähnlich moderne und präzise Arbeiten hätten.

WERNER JACOBSEN
Institut für Kunstgeschichte
Universität Münster